

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 112 (1944)
Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räder & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 8. Juni 1944

112. Jahrgang • Nr. 23

Inhalts-Verzeichnis. Wie sollen die Pfarrherren bei der Heranbildung ihrer Priesteramtskandidaten mitwirken? — Um die Herkunft des Menschen — Barnabas im Leben Pauli — Geschichtlicher Ueberblick der Beziehungen des Hl. Stuhles zum russischen Reiche — Kirche und Demokratie — Totentafel — Kirchen-Chronik — Kirchenamtlicher Anzeiger für das Bistum Basel.

Wie sollen die Pfarrherren bei der Heranbildung ihrer Priesteramtskandidaten mitwirken?

(Schluß)

Der Pfarrer hat in der geistlichen Berufsangelegenheit nicht bloß am Gymnasiasten eine Aufgabe, sondern auch gegenüber den

Theologen.

Meldet sich ein Kandidat zum Eintritt in unser Theologenkonvikt an, so muß ich von ihm eine pfarramtliche Empfehlung verlangen. Dieses Zeugnis lautet bisweilen ungefähr so: »Das Pfarramt von X. bezeugt, daß gegen den Studenten Y. hier nichts Nachteiliges bekannt ist.« Ein solches Dokument mag für die Fremdenpolizei genügen; für die Leitung eines Priesterseminars sagt es zu wenig. Man sollte doch etwas ausführlicher über Familie, Verhältnisse und Charakter des Kandidaten, über seine Vorzüge und eventuellen Schwächen berichten. Damit wird der Regens viel leichter ein richtiges Bild von seinem neuen Alumnus gewinnen und das Erziehungswerk an ihm viel zielsicherer an die Hand nehmen können.

Manche Pfarrherren sprechen sich denn auch in anerkennenswerter Weise gründlicher aus, machen auf diesen oder jenen Punkt besonders aufmerksam und bitten, daß ihr Kandidat ernstlich geprüft, überwacht und geformt werde.

Solche Schreiben zeigen, daß sich der Seelsorger seiner großen Mitverantwortung für den werdenden Priester bewußt ist, daß er ihm lebendiges Interesse entgegenbringt, wie ein geistlicher Vater für ihn sorgt und das Wirken der Seminarobern freudig unterstützt.

Ein Zusammenwirken zwischen Seminarleitung und Pfarrer, gelegentlicher mündlicher oder schriftlicher Gedankenaustausch zwischen beiden ist auch während des Theologiestudiums für den Priesteramtskandidaten von Nutzen und für die Kirche von Segen.

Mit dem Eintritt des Studenten ins Seminar geht die Hauptverantwortung für seinen Beruf auf die Seminarleitung über. Wenn aber die jungen Herren alljährlich mindestens vier Monate in Ferien oder im Militärdienst abwesend sind, so nimmt der Seelsorger auch da wieder direkt an der Verantwortung Anteil.

Seine Aufgabe ist es zunächst, die Theologen während der Vakanz väterlich im Auge zu behalten. Gemäß den römischen Bestimmungen hat er jedes Jahr an das Ordinariat zu berichten, wie seine Seminaristen die Ferien verbracht haben. Er soll dabei über folgende Punkte Rechenschaft geben: Teilnahme am Sonn- und Werktagsgottesdienst, Empfang der Hl. Sakramente, Wärme des religiösen Sinnes, Verhältnis zur Ortsgeistlichkeit und zu den eigenen Angehörigen, Höflichkeit und Bescheidenheit, Gesellschaft, Vergnügen und Wirtshausbesuch, Verhalten gegen die Frauenwelt, Art der Ferienbeschäftigung und eventuelle Dienste im Auftrag der Geistlichkeit, priesterliches Betragen, Lektüre, Arbeitsamkeit, Betrachtung, Ruf der Familie und des Theologen selber in der Gemeinde.

Anhand dieser Punkte wird es dann nicht mehr allzuschwer sein, auch die Frage zu beantworten, ob gegen seinen Priesterberuf Bedenken bestehen oder nicht.

Gerade in den Ferien ist solche Ueberwachung von größtem Wert. Erfahrungsgemäß setzen religiöse Uebungen und religiöser Geist am meisten in der Zeit aus, in welcher der Student dem Seminar entrückt ist. Nicht im Seminar, wo er täglich unter dem wachsamem Auge des Regens steht, wo er durch die Hausordnung gebunden, durch die Mitalumnus mitgenommen und fast mechanisch zur Erfüllung eines gewissen Pensums an religiöser Betätigung mitgerissen wird, nicht dort zeigt er sich ganz so, wie er ist, sondern daheim, wo diese Schranken fallen. Hie und da macht ein Priesteramtskandidat zu Hause auch in bezug auf religiösen Geist und dessen Betätigung Ferien.

Seine Ueberwachung und Kontrolle in der Vakanz ist also notwendig, doch geschehe sie nicht ängstlich, engherzig und kleinlich, sondern aus väterlichem Wohlwollen

gegen den Theologen und auch aus sorgender Liebe zu Kirche und Priestertum heraus.

Noch wichtiger als diese mehr negative Kontrolle indes ist die positive Betreuung, das liebevolle Sichbekümmern um den werdenden Christusjünger, damit er nicht die ganze Ferienzeit vereinsamt und sich selbst überlassen bleibt. Die Ortsgeistlichkeit soll ihn anziehen, bisweilen auch beschäftigen, soweit das nicht durch das Elternhaus oder sonstwie in richtiger Weise geschieht; sie möge ihn schon jetzt praktisch in einzelne Gebiete seiner späteren Seelsorgetätigkeit einführen.

Welche Aufgaben können die Pfarrgeistlichen ihren Theologen übertragen?

Man nehme sie hie und da in den Religionsunterricht mit und lasse sie ab und zu selbst eine Katechese halten. Man führe sie in die Jungmannschaft, in den Gesellen- oder Arbeiterverein, zu den Pfadfindern, in Abstinenzliga und Jugendbund etc. und übertrage ihnen darin gelegentlich einen Vortrag. Man lasse sie Pfarrbücher oder Kartotheken führen oder verwende sie bei liturgischen Feiern und Gottesdiensten, so als Zeremoniar im Hochamt. Manch einer eignet sich zu Archivarbeiten, zur Katholischen Aktion, zur Organisierung von feierlichen Vereinsnäßen, zur Bedienung der katholischen Presse oder zu caritativer Tätigkeit.

Unsere jungen Leute haben nebst den Schwächen ihrer Zeit auch prächtigen Idealismus. Sie streben in der Regel ernstlich nach Tüchtigkeit und benützen gern und dankbar die Gelegenheiten, auch in den Ferien zu lernen und das Gelernte praktisch zu betätigen. Es ist eine Wohltat für sie, wenn man sie zu einen oder andern der vorerwähnten Tätigkeiten heranzieht. Damit wird ihre Tatkraft angeregt, ihr Eifer entfacht, ihre Schaffensfreude geweckt, ihre Fertigkeit ausgebildet, ihre Ferienzeit nützlich und beglückend gestaltet. Und wenn sie dann einmal Priester sind, werden sie sich leicht in die Pastoration hineinarbeiten.

Natürlich soll der Pfarrer seine Theologen auch nicht überlasten und gern hie und da ein gemütliches Stündchen mit ihnen verbringen.

Dabei wird er die für den Priesteramtskandidaten notwendigen Eigenschaften stets vor Augen behalten und auf deren Erwerbung dringen, soweit sie noch fehlen. Wohl wissend, daß die Jugend von heute gern an jeglicher Autorität rüttelt, wird er suchen, Schwierigkeiten aufzulösen, Zweifel zu beheben, Klagen in die richtigen Schranken zu weisen. Im Notfall wird er auch ein offenes, ernstes Wort nicht scheuen. Gewöhnlich sorgt er in materiellen Dingen väterlich für seinen Schützling; noch mehr sei er in bezug auf dessen innere Vorbereitung zum Priestertum der geistliche Vater. — Auf die Primiz hin dringe er noch besonders darauf, daß der Neupriester seine Zimmer schlicht und einfach einrichte, wie es in dieser Zeit der allgemeinen Weltnot vom katholischen Volk am Priester so wohltuend empfunden wird, und wie es auch auf die nichtkatholischen ärmern Stände so erbauend wirkt.

Sollte der Pfarrer aber fühlen, daß sein Theologe den geistlichen Beruf wohl nicht hat, daß derselbe »satteln« möchte oder sollte, dann halte er ihn um Gotteswillen nicht im Heiligtum zurück! Vielmehr soll er ihm die Wege ebnen, um zu einem andern Beruf übergehen zu können.

Hier ist ein wunder Punkt! Hier hat man nicht immer die Großmut aufgebracht, um einem armen Studenten zu einer Existenz außerhalb des Heiligtums zu verhelfen und damit die Kirche vor einem unglücklichen Priester zu bewahren.

Schon mancher wäre gern vor den Pforten des Heiligtums noch umgekehrt und hätte mit Freuden einen andern Lebensweg eingeschlagen, aber es war kein Priesterherz da, das ihn verstand und mit ihm fühlte, keine gütige Hand, die ihn führte, keine Türe, die ihm aufgemacht wurde. So schritt er weiter und verfehlte seinen wirklichen Beruf.

Will ein Theologe zu einem andern Stand übergehen, so möge man ihn darob ja nicht weniger achten! Im Gegenteil! Es braucht Mut, auf dieser Stufe einen solchen Wunsch zu äußern, einen solchen Entschluß durchzuführen. Denken wir nur an seine schwierige Lage gegenüber den Eltern, Geschwistern, Wohltätern und der Pfarrgemeinde!

Einem solchen muß man helfen! Der Priester mache es den Angehörigen begreiflich, daß ein rechtzeitiges Zurücktreten für ihn und sie und die Kirche besser ist, als wenn ein unglücklicher Priester aus ihm würde. Und er wird ihm nach Kräften auch materiell an die Hand gehen, um ihm die Tore zu einem andern Stand zu öffnen.

Dasselbe möge der Pfarrer auch tun, wenn zwar der Theologe wirklich »geistlich werden« will, aber nicht die nötige Eignung dazu aufweist. Dann ist es seine Pflicht, ihn auf seiner Bahn ins Heiligtum nach Kräften zurückzuhalten.

Bisweilen macht man jedoch die Erfahrung, daß ein Seelsorger entgegen dem Urteil der Seminarobern seinen Kandidaten trotz dessen schweren Defekten um jeden Preis zum Altare führen will. Schon manch einer, der so geweiht wurde, offenbarte sich bald nach der Primiz als Kreuz für den Bischof und als Quelle von Aergernis für die Diözese und blieb sein Leben lang ein Sorgenkind.

Wieviel Unheil kann ein mißratener Priester anrichten!

Darum überlege man sich wohl, ob man seinen Kandidaten für das Heiligtum verantworten kann! Wenn in jenen ernsten Augenblicken vor der Priesterweihe der Bischof die bange Frage stellt: »Scis illos esse dignos?«, dann soll der Pfarrer aus voller Ueberzeugung und mit heiliger Freude antworten können: »Scio, ja ich weiß, daß mein Kandidat des hehren Amtes würdig ist.«

Aber wie steht es denn mit den »überschüssigen« Kandidaten? In verschiedenen Bistümern ist die Zahl der Anmeldungen so groß, daß man nicht alle aufnehmen kann und genötigt ist, die »Ueberzähligen« abzuweisen. Die Ernte ist klein und der Arbeiter sind viele. Hat es da noch einen Sinn, Priesterberufe zu wecken und zu fördern? Wäre es nicht besser, sie einzudämmen?

Gewiß ist es am Platze, mit Rücksicht auf die heutige Lage und die besondern Bedürfnisse und Gefahren der Zeit in der Auswahl doppelt vorsichtig zu sein. Wo aber wirklich gute Berufe vorliegen, sollte man sie bloß wegen der mangelnden »Nachfrage« nicht ausschalten.

In den letzten zwei Jahren waren es verhältnismäßig wenige, die von den Kollegien her in die Theologie eintraten. Aber auch, wenn es ihrer viele wären, so würde der Schreibende das nicht als Unglück betrachten. Es macht

den Eindruck, die Schweiz habe gerade in dieser Hinsicht von der göttlichen Vorsehung eine große ehrenvolle Sendung erhalten, um andern Völkern auch auf diesem höchsten Gebiete der Caritas auszuhelfen. In den meisten Ländern Europas sind die Priesterbildungsstätten und katholischen Gymnasien geschlossen oder entvölkert. Nach dem Kriege wird sich dort ein großer Priestermangel geltend machen. Auch die große Weltmission braucht sehr viele Priester.

Sollte da nicht die so gnädig vom Krieg verschonte Schweiz einspringen und wenigstens etwas dieser großen Not abzuwenden trachten?

Alle unsere Kongregationen sind denn auch gern bereit, gut empfohlene junge Leute aufzunehmen. Es wird für alle nach dem Kriege genug Arbeit geben! Wer außerhalb der Heimat tätig sein will, tut am besten, sich einer solchen Gesellschaft anzuschließen. —

Aber auch für jene, die Weltpriester werden wollen, kann man noch heute in fremden Ländern Bischöfe finden, sofern die Kandidaten wirklich in jeder Hinsicht empfehlenswert sind und den Mut haben, den Seelen zuliebe in die Fremde zu ziehen und dort für dieselben ein Leben des Opfers und der Ganzhingabe zu führen. Viele unserer jungen Leute haben tatsächlich den Idealismus dazu.

Regens Boxler, Salesianum, Freiburg.

Um die Herkunft des Menschen

(Schluß)

Gagnebin glaubte mit einer Fülle von missing-links (fehlende, nun nachgewiesene Zwischenglieder) den Zusammenhang zwischen Affen und Menschen aufzeigen zu können: *Nous voici donc en présence déjà de toute une série de formes intermédiaires entre le singe et l'homme!* In eingehender, fachwissenschaftlicher Auseinandersetzung kommt jedoch Kälin zum vernichtenden Urteil: »Die ganze Parade von Gagnebins ‚formes intermédiaires‘ fällt bei kritischer Betrachtung in sich zusammen! Gagnebins Darstellung vermittelt einen durchaus falschen Eindruck, der nicht dem Stande der Forschung entspricht. Im besonderen gilt das für die aussichtslosen Versuche, den Menschen stammesgeschichtlich vom anthropoiden Affen abzuleiten. Der Mensch kann in seiner Ganzheit niemals vom Tier abgeleitet werden!«

Wie schon hingewiesen wurde, hält Kälin dafür, daß die Annahme einer Entwicklung des menschlichen Körpers aus tierischer Vorstufe keinen Widerspruch zu irgendeinem Glaubenssatze des kirchlichen Lehramtes bedeute. Ohne aber diese Annahme sich zu eigen zu machen, sieht Kälin gegebenenfalls im autonomen Schöpfungsakte Gottes den zureichenden Grund, die *materia secunda* der prähominiiden Leiblichkeit in die Seinsstufe des Menschen umzuformen. Es vermögen sicherlich nicht alle Theologen und wohl auch nicht alle Philosophen auch nur diese Eventualität ins Auge zu fassen. Aber da sie sich nur als »hypothetische Hypothese« gibt, erübrigt sich ein Eingehen darauf. Es kann dem Philosophen wie dem Theologen mehr als genügen, daß sich nach der Auskunft der zünftigen Wissenschaft das Problem der Herkunft des Menschen, auch in der sehr gemilderten Form der Abstammung des menschlichen Körpers aus tierischer Vorstufe aus Mangel an sicheren Tatsachen überhaupt nicht stellt, zum mindesten noch nicht stellt.

Für Katholiken darf diesbezüglich füglich auch an eine Äußerung des gegenwärtigen Hl. Vaters Papst Pius XII. erinnert werden, der am 30. November 1941 in feierlicher Allokution zur Eröffnung des VI. Jahres der päpstlichen Akademie der Wissenschaften vor der illustren Versammlung der Kardinäle, des diplomatischen Korps und der Akademiker sich wie folgt vernehmen ließ: »An jenem Tage, da Gott den Menschen bildete und seine Stirne mit dem Diadem seines Bildes und Gleichnisses krönte und ihn zum König über alle Tiere des Meeres, des Himmels und der Erde einsetzte, machte Er sich zu seinem Lehrmeister. Er lehrte ihn die Agrikultur, um den Wonnegarten zu bebauen und zu behüten, in den er ihn gesetzt hatte. Er führte alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels vor ihn, damit er sähe, wie er sie benenne, und er gab einem jeden seinen wahren und zutreffenden Namen. Aber er fühlte sich trotz der ihn umgebenden Fülle ihm unterstellter Wesen traurig allein, und suchte vergeblich ein Antlitz, das dem seinigen gliche und einen Strahl jenes Bildes Gottes wies, von dem das Auge eines jeden Adamssohnes widerstrahlt. Nur vom Menschen konnte ein anderer Mensch kommen, der ihn Vater und Erzeuger nennen könnte. Auch die Gehilfin, die Gott dem ersten Menschen gab, kam von ihm, ist Fleisch von seinem Fleische, geformt zur Gefährtin. Sie trägt ihren Namen vom Manne, weil sie aus ihm gebildet wurde. An der Spitze der Stufenleiter der lebendigen Wesen stehend, wurde der mit einer geistigen Seele begabte Mensch als Fürst und Herr des Tierreiches bestellt. Die vielgestaltigen Forschungen, sei es der Paläontologie, sei es der Biologie und Morphologie in bezug auf andere Probleme der Herkunft des Menschen, haben bis jetzt noch keine positiv klaren und gesicherten Ergebnisse erbracht. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als der Zukunft die Antwort auf die Fragestellung zu überlassen, ob eines Tages die Wissenschaft, erleuchtet und geführt von der Offenbarung, in der Lage sein wird, gesicherte und endgültige Ergebnisse in einer so wichtigen Frage zu erbringen.« (AAS XXXIII, 1941, p. 504 ff.).

Der Papst wird sich wohl überlegt haben, was er vor einem so autoritativ in jeder Hinsicht auserwählten und legitimierten Auditorium in einer so wichtigen Frage sagte. Selber in der Lage, wissenschaftlich Akt zu nehmen von wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen, wird er seinen Zuhörern nichts zugemutet haben, was sich nicht rechtfertigen läßt. Mit den »altri problemi riguardanti le origini dell' uomo« sind wohl unmißverständlich die Fragen um die Herkunft des menschlichen Körpers gemeint. Es ist schon viel, wenn festgestellt wird, es sei bis jetzt naturwissenschaftlich »nulla di positivamente chiaro e definitivo« gesichert. Die Frage wird zwar durchaus offen gelassen, ob eines Tages »sicuri e definitivi risultati« von der Wissenschaft, immerhin in Abhängigkeit von der Offenbarung, als Antwort auf die gestellten Fragen geboten werden können. Wenn jemand Freude hat, kann er das Offensein dieser Fragestellung zugunsten der eventuellen naturwissenschaftlichen Beweisführung für die körperliche Abstammung des Menschen aus tierischer Vorstufe verstehen und deuten. Neben dieser »positiven« Deutung ist jedoch auch die negative Auslegung durchaus möglich. Der Papst läßt es auch durchaus offen, ob nicht eines Tages die Wissenschaft sicher nach-

weist, auch die körperliche Herkunft des Menschen vom Tiere sei klar und definitiv im ablehnenden Sinne klargestellt. Man braucht gewiß nicht (und darf wohl auch nicht) päpstlicher sein als der Papst. Man hat aber auch gar keinen Anlaß, naturwissenschaftlicher sein zu wollen als die zünftigen Naturwissenschaftler.

Es mutet deshalb etwas unbegreiflich an, wenn die Frage nach der körperlichen Abstammung des Menschen als von höchster aktueller und praktischer Bedeutung hingestellt wird; wenn vom Zwiespalt die Rede ist, zwischen dem, was die heutige Wissenschaft über das Wesen des Menschen sagt und dem, was Bibel und Glaube zu sagen scheinen; wenn deswegen latente oder aktuelle Glaubenskrisen ausgelöst werden; wenn die katholische Wissenschaft sich heute endlich den Tatsachen beugt usw.

Nachdem die radikale Deszendenztheorie längst von keinem ernst zu nehmenden Wissenschaftler mehr vertreten wird (und auch nicht vertreten werden kann), konnte es nicht ausbleiben, daß an Stelle des Entwicklungsenthusiasmus eine gewisse heilsame Ernüchterung folgte, die hoffentlich auch der stark gemilderten Deszendenztheorie zugute kommt. So mutet es fast etwas komisch an, wenn der Spielart der Herkunft des menschlichen Körpers aus tierischer Vorstufe höchste Aktualität und praktische Bedeutung zugemessen wird. Es macht den Anschein, als möchte man aus dem Ausverkauf der Deszendenztheorie noch ein Museumsstück retten, um mit reichlicher Verspätung Anschluß an einen Zug zu suchen, der längst abgefahren ist oder nicht mehr fährt. Dafür darf nicht die »katholische Weite« bemüht werden, ebenso wie aus der Beibehaltung der bisherigen »orthodoxen« Auffassung keine latente oder akute Glaubenskrisen sich ergeben muß. Nachdem die zuständigen Wissenschaften sich hierin nicht einig sind und jedenfalls nicht bewiesen haben, daß sich der menschliche Körper aus tierischer Vorstufe entwickelt hat, ist eine Krise nicht fällig, kann von einem Zwiespalt zwischen dem, was Bibel und Glaube sagen und dem, was die heutige Wissenschaft über das Werden des Menschen sagt, keine Rede sein. Dies aus dem schlichten Grunde, weil die heutige Wissenschaft darüber nach ihrem eigenen Zeugnis nichts Sicheres aussagt. Vor Tatsachen hat sich die katholische Wissenschaft immer gebeugt, aber nur vor Tatsachen!

Allen Ernstes ist es jedoch zurückzuweisen, wenn die Auffassung vertreten wird, mit der Spielart der Deszendenztheorie von der körperlichen Abstammung des Menschen aus tierischer Vorstufe sei die katholische Stellungnahme zum Problem von der Herkunft des Menschen geboten. Tatsächlich dürfte es eine verschwindende Minderheit sein im katholischen Lager, Philosophen wie Theologen, welche diese Theorie als These vertreten. Sie hat sich, abgesehen von naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen, auch mit sehr ernsthaften theologischen Beanstandungen zu messen, was ihr nicht sehr leicht werden dürfte.

Der bekannte Scheeben geht so weit (Dogmatik II, § 149), zu schreiben: »Es ist schon eine Häresie, wenn man nur eine tatsächliche Abstammung des Menschen von den Affen hinsichtlich des Körpers auf dem Wege allmählicher Umbildung der Formen annehmen wollte, mag man auch gleichzeitig eine bei vollendeter Umbildung hinzutretende göttliche Schöpfung der Seele annehmen. Abgesehen von der

Offenbarung ist es sogar schon eine philosophische Absurdität, selbst nur zu behaupten, daß eine solche Umwandlung der Typen des Organismus, wie sie für die Erzielung des menschlichen erforderlich wäre, nach den feststehenden Naturgesetzen möglich, oder daß es mit der Weisheit Gottes vereinbar sei, den zum Tempel seines Ebenbildes bestimmten Organismus sich aus anderen niederen und fremdartigen Organismen entwickeln zu lassen.« Wenn andere nicht so streng sind in der Qualifikation, so ist auf jeden Fall die Position dieser Spielart der Deszendenztheorie, theologisch gesprochen, keine beneidenswerte und aussichtsreiche.

Ein Partikularkonzil zu Köln hatte anno 1860 sich zu der vorliegenden Frage wie folgt vernehmen lassen: »Wir erklären die Auffassung jener als mit der Hl. Schrift und mit dem Glauben in vollem Widerspruch, welche sich nicht scheuen, zu behaupten, in spontaner Entwicklung sei aus unvollkommener Natur stetig eine vollkommener und schließlich die menschliche Natur und damit der Mensch dem Leibe nach hervorgegangen (Coll. Lacensis, t. 5. p. 292).

Wer auf die Reformabilität eines solchen konziliaren Dekretes hinweist, hat schon eine gewichtige lehramtliche Äußerung der Kirche gegen sich, die seine Position für Katholiken nicht eben vertrauenerweckend gestaltet. Dasselbe gilt in noch verstärktem Maße mit dem Hinweise auf den Bescheid der Bibelkommission vom 30. Juni 1909, wo unter den geschichtlichen Tatsachen, an denen unbedingt festzuhalten ist, genannt wird: *peculiaris creatio hominis* (DB 2123). Dem wird nicht genügend Rechnung getragen mit der Annahme der bloßen Erschaffung der Menschenseele. Darüber bestand unter den Katholiken nicht die geringste Meinungsverschiedenheit, und Erschaffung der Menschenseele ist nicht Erschaffung des Menschen! Bezüglich der Autorität der Bibelkommission hat sich Papst Pius X. im *Motuproprio Praeantantia Scripturae* vom 18. November 1907 wie folgt geäußert: *Universos omnes conscientiae obstringi officio sententiis Pontificalis de re biblica consilii ad doctrinam pertinentibus . . . , nec posse notam tum detrectatae oboedientiae tum temeritatis devitare aut culpa propterea vacare gravi, quotquot verbis scriptisve sententias has tales impugnent* (DB 2113).

Es ist eigentlich bemühend, daß längst erledigt geglaubte Dinge unter Katholiken wieder betont werden müssen. In bezug auf die körperliche Herkunft des Menschen aus tierischer Vorstufe, resp. der Exegese von Gn 2, 7 hat der Fachmann P. Knabenbauer SJ sich in den »Stimmen aus Maria Laach« im Jahre 1877 (!) wie folgt vernehmen lassen (Glaube und Deszendenztheorie III, S. 121 ff.): »Es scheint uns nun, daß die Hl. Schrift klar und deutlich uns über den Ursprung des menschlichen Körpers unterrichtet und die Bildung des menschlichen Leibes aus dem schon vorhandenen leblosen Stoffe, nicht aber aus dem tierischen Organismus erfolgen läßt. Nach den Grundsätzen der Auslegung darf ohne triftige Ursache mit denselben Ausdrücken nicht in demselben Zusammenhang ein ganz verschiedener Sinn verbunden werden. Gott brachte aus der Erde hervor allerlei Bäume (Gn 2, 9), will ohne Zweifel besagen, die schon vorhandenen Stoffe hätten das Substrat, die *materia ex qua*, abgegeben, die Pflanzen seien nicht erschaffen, sondern aus schon vorhandenem Stoffe gebildet worden. Warum soll nicht das Gleiche der Fall sein, wenn es heißt: Gott bildete aus Erde

alle Tiere des Feldes? Es ist auch kein Grund ersichtlich, die gleiche Ausdrucksweise für die Bildung des Menschenleibes in anderem Sinne zu fassen. Die Ausdrucksweise im Urtext erscheint außerdem gerade als eine solche, welche die Bildung aus Staub emphatisch hervorheben will. Staub von der Erde ist doch kein Ausdruck für den tierischen Organismus!

Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Hl. Schrift manchmal auch die Bildung jener Menschenleiber als unmittelbar aus der Erde geschehen darstelle, bei denen nicht im entferntesten an eine solche Entstehungsweise gedacht sei (cfr. Job), so darf gesagt werden, daß gerade dann in passender Redefigur alle Menschen aus Lehm geformt genannt werden, wenn der erste Mensch, der Stammvater aller, diesen Ursprung in Wirklichkeit hatte.

Eva wurde aus einem Teile des Leibes Adam geformt, so wird ihr Name (Männin) motiviert, wegen unmittelbarem Ursprung aus dem Manne. Ganz in derselben Weise wird nun aber von der Bildung des ersten Menschen gesprochen: Aus Erde bist du genommen, denn Staub bist du (Gn 2, 21. 22), die Zulassung von Mittelgliedern durch sukzessive Entwicklung ist scharf und bestimmt verneint. Die Namengebung spielt in der hl. Geschichte eine bedeutungsvolle Rolle. Es ist unmöglich, die Absichtlichkeit des Namens Adam und seine Beziehung zu verkennen. Die Namengebung ist ein Denkmal eines Ereignisses, ein Kind des Augenblickes, eines mächtig ergreifenden Augenblickes, die unmittelbare Zusammengehörigkeit, das ursächlich und zeitlich Zusammenliegende, kurz das engste gegenseitige Verhältnis, in Worte kleidet. Wie können wir da noch zweifeln, daß die hl. Urkunde uns die nächste unmittelbare Materialursache nennt?

Ein unverkennbarer Wink für das rechte Verständnis von Gn 2, 7 scheint auch in den Worten zu liegen, womit Adam Eva begrüßt (Gn 2, 28). Ist es zufällig, daß Adam die Verwandtschaft und Abstammung seiner Gefährtin gerade von der leiblichen Seite so nachdrucksvoll betont, nachdem er die Tierwelt gemustert: Das nun ist Fleisch von meinem Fleisch? Der Ausdruck körperlicher Verwandtschaft quillt erst frisch und voll hervor, als er das Weib erblickt. Das heißt doch: Jene sind es nicht und ich bin auch nicht von jenen!

Es herrscht auch in der Auffassung unserer Stellen im wahren Sinne des Wortes Einmütigkeit unter den hl. Vätern. Den Leib des Menschen aus tierischer Vorstufe entstehen zu lassen, tritt in Widerstreit mit klar in der Offenbarung niedergelegten Aussagen.«
A. Sch.

Barnabas im Leben Pauli

Barnabas und Paulus sind zwei Namen und zwei Männer, die zusammengehören und für alle Zeiten verbunden bleiben. Die wenigen Einzelheiten über Barnabas in der Apostelgeschichte scheinen zwar nur nebenher in den Rahmen des Gesamtbildes von Pauli Leben und Werk eingeflochten zu sein. Bei näherem Zusehen jedoch erkennen wir deutlich, daß Barnabas nicht zufällig mit Paulus genannt wird, sondern mit einer bedeutsamen Aufgabe betraut, in das Leben des werdenden Weltapostels einzugreifen hatte, ihm die Wege zu ebnen zu dem großartigen missionarischen Wirken. Hätte Paulus, so können wir uns mit Recht fragen,

ohne die Helferdienste seines Freundes den Kontakt mit den Zwölfen gefunden, hätte er unabhängig von ihnen, denen der Meister das Hirten- und Lehramt zuerst und auf andere Weise übertragen, so bestimmt und autoritär als Apostel auftreten können? — Daß dies aber möglich wurde, hatte die göttliche Vorsehung einen trefflichen Mann (Ap 11, 24) und verstehenden Freund dem hl. Paulus erstehen lassen. Das ist ja so die Art Gottes, im Heilsgeschehen möglichst alles mittels freier Menschen zu vollbringen.

Unser Barnabas stammte aus Cyprien, der Insel im nordöstlichen Mittelmeer. Ca. 200 km nördlich liegt Tarsus und ebensoweit entfernt im Osten die andere für unsere beiden Apostel bedeutsame Stadt, Antiochien. Barnabas und Paulus waren also beinahe Nachbarn und entstammten dem gleichen griechischen Kulturkreis. Diese Tatsache schon gibt uns einen Hinweis, daß die beiden ihrer Herkunft nach, leicht sich haben finden können zu brüderlichem Verstehen und Zusammenarbeiten.

Wie Paulus, so wird auch Barnabas die für strebsame Geister notwendige hellenistische Bildung sich angeeignet haben und gleichfalls als Jude und Levite (Ap 4, 36) in Jerusalem zu Füßen der Rabbiner gesessen haben, wo er überdies sich hat bei nahen Verwandten aufhalten können (Kol 4, 10). Wenn Barnabas nicht schon zu den Jüngern Christi zählte, Klemens Al. und Eusebius halten das für möglich, so finden wir ihn sicher unter den allerersten Bekennern der Lehre Christi nach dem Pfingstfeste. Denn nur so läßt sich ohne weiteres verstehen, wie der hl. Lukas ihn allein als ein leuchtendes Beispiel des christlichen Gemeindelebens mit Namen nennt und seinen Landsleuten vorstellt (4, 37), im Gegensatz zu dem unlauteren und unwürdigen Verhalten der beiden Eheleute Ananias und Saphira.

Der Verfasser der Apostelgeschichte charakterisiert Barnabas treffend so: »Er war voll des Heiligen Geistes und des Glaubens« (Ap 11, 24). Diese zwei Worte beinhalten seine ganze Persönlichkeit. Er war ein senkrechter Jünger und Nachfolger des Herrn, der selbstlos, opferbereit sich unermüdlich für die Ausbreitung des Reiches Gottes einsetzte, dessen Gottesliebe in den Werken der Nächstenliebe voll und ganz Tat wurde, der freudig alle Mühen und Strapazen der beschwerlichen Missionsreisen auf sich nahm, wenn er nur Werkzeug der Verkündigung der frohen Botschaft sein konnte (Ap 4, 36 f.).

Barnabas war also seinem ganzen Wesen nach ein Apostel, ein echter Missionar, dem die Altapostel nach seiner ersten Missionsreise das Zeugnis ausstellen konnten: »Er hat für Christus sein Leben eingesetzt« (Ap 15, 26). Er hatte sich aber schon früher als ein fähiger und im Glauben erstarkter Apostel ausgewiesen durch sein bestimmtes Auftreten in der Sionsstadt. Das sicherte ihm das Vertrauen der ganzen Gemeinde, so daß sie gerade ihn als apostolischen Visitator und ersten Hirten nach Antiochien hinab sandte (Ap 11, 22).

In dieser Stadt erkannte Barnabas alsbald das Wirken und Walten des Hl. Geistes. Das freute ihn sehr (Ap 11, 23), wenn er sich vielleicht auch der Tragweite dieses Geschehens nicht voll bewußt war, nämlich, daß die Heiden nicht über den Weg des Judentums und der Beschneidung Christen werden müßten. Er stellte das Wirken der Gnade einfach am Erfolg fest und bejahte es im Glauben.

Als gesetzestreuer Jude hätte er da wohl Einsprache erheben müssen, wie es andere später tatsächlich getan haben. Daß er es aber nicht getan, sondern sich vielmehr aufrichtig freute und die Gläubigen ermahnte, mit ganzem Herzen dem Herrn treu zu bleiben, den kommenden Schwierigkeiten mutig entgegen zu treten und auszuharren, das zeigt Barnabas so recht als den Mann voll des Glaubens, den trefflichen Mann, der mit voller Selbstentscheidung und Selbstverantwortung das Bekehrungswerk der jungen Christengemeinde guthieß. Dieses mutige Eintreten führte der Kirche Antiochiens Scharen von Neugläubigen zu (Ap 11, 24).

Der hl. Paulus mußte Barnabas zwar auch einmal tadeln wegen seiner Haltung zu den jüdischen Ritual- und Speisevorschriften (Gal 2, 13), doch darf man in dieser Inkonsequenz nur ein pietätvolles Nachgeben gegen den hl. Petrus sehen. Das zeigt im Grunde nur noch deutlicher, wie mannhaft er sonst für die Grundsätze des Christentums eingestanden, und welche Hochschätzung Paulus ihm zollte.

Auf Grund dieser Glaubensfestigkeit war Barnabas fähig, als ein auserlesenes Werkzeug des Hl. Geistes apostolisch zu wirken.

In Antiochien gab es eine Reihe Propheten und charismatisch begabte Lehrer (Ap 13, 1). An erster Stelle führt der hl. Lukas den Barnabas an, wohl weil ihm die Gabe der Prophetie in besonderem Maße verliehen war. Darum gaben ihm die Apostel auch den neuen Namen Barnabas, der so viel bedeutet wie: Sohn der Prophetie, oder wie die Apostelgeschichte (Ap 4, 36) erklärend sagt: Sohn des Trostes. Barnabas war also ein Mann, nicht nur begabt, zukünftige Ereignisse vorauszusehen, sondern mehr noch befähigt, andere liebevoll zu ermahnen, aufzurichten und zu trösten.

Ist nicht diese Namengebung wieder ein Hinweis auf die künftige Aufgabe unseres Barnabas? Ganz gewiß hatte dies seine Bedeutung. Paulus bedurfte gerade eines solchen tröstenden, verstehenden und hilfsbereiten Freundes, um in den Kreis der Altapostel zu kommen und vorab die Freundschaft ihres Hauptes, des hl. Petrus, zu gewinnen.

Den Mann voll des Hl. Geistes und des Glaubens zeigt uns am deutlichsten jenes Ereignis, das hier im Mittelpunkt unseres Interesses steht, das erste Zusammentreffen mit dem Völkerapostel. Das Damaskuserlebnis schnitt so tief in das Leben Saulus' ein, daß er völlig umgewandelt, alsbald von der Frohbotschaft zu predigen begann, daß Christus der Sohn Gottes ist (Ap 9, 20). Erschreckt fragten seine Zuhörer, ist das nicht jener eifernde Christenverfolger, der uns gerade um dieses Christus willen verderben wollte? Gleichwohl aber trat Paulus unter ihnen immer freimütiger auf. Es wurde ihm zwar dabei mehr und mehr bewußt, worin seine Aufgabe und Sendung bestehen sollte, im Apostolat unter den Heiden. Darum zog er nicht mehr Fleisch und Blut zu Rate (Gal 1, 16), sondern begab sich in die Einsamkeit, um da in stillem Beten und Reden mit Gott auf seine Tätigkeit sich vorzubereiten und da vom Herrn weitere Offenbarungen zu erhalten (Ap 26, 16).

Nach dem dreijährigen Wüstenaufenthalt wollte Paulus in Damaskus sein Predigeramt antreten. Aber er mußte da gleich am Anfang am eigenen Leibe die Erfahrung machen, welche Wirklichkeit dem Kündler der Lehre vom Kreuze wartete, jene Wirklichkeit, von der der Meister am Palmsonntag gesprochen: Wer mir dienen will, der folge mir nach (Jo

12, 26) und nehme selbst das Kreuz der Verfolgung und Verachtung auf sich! Diese Wirklichkeit war für ihn also bereits da, wenn die Juden seinem Leben nachstellen durften (Ap 9, 24). Um den gedungenen Mördern zu entgehen, suchte er Rettung durch heimliche Flucht im Dunkel der Nacht.

So begann Pauli Kreuzweg, doch auch der Weg der Vorsehung. Denn das war die äußere Veranlassung, der Wink von oben, seine Schritte nach Jerusalem zu lenken. In seiner trostlosen Verlassenheit und Unentschlossenheit sah Paulus die unumgängliche Notwendigkeit ein, daß er mit den verehrungswürdigen Aposteln in Fühlung treten müsse. Wie ein helles Licht ging es ihm auf, daß er nur mit ihrem Einverständnis an seine apostolische Aufgabe herantreten dürfe. Diese Einsicht prägte sich ihm so tief ein, daß sie ihm nach langen Jahren noch in die Feder fließt, um sie wie ein Vermächtnis der Nachwelt zu überlassen, nämlich nach den Maßgebenden sich zu richten (Gal 2, 2), um nicht ins Leere zu laufen.

Aber es war furchtbar schwer, den Anschluß an die Christen und ihre Vorsteher in Jerusalem zu finden. In den Augen vieler Juden war Paulus immer noch der gefürchtete Christenverfolger. Dieser Eindruck mochte auch noch bei den Christen selber weitergelebt haben. Und dennoch forderte Pauli Wirken unter allen Umständen den Anschluß an die Säulen (Gal 2, 9) der Kirche. Wie konnte dieser herbeigeführt werden? Wie ließen sich Furcht und Mißtrauen zerstreuen, wie konnten die Leute überzeugt werden, daß er wirklich ein Jünger des Herrn geworden ist? (Ap 9, 26). Wenn wenigstens ein einziger ein gutes Wort für ihn einlegen würde!

(Schluß folgt)

A. K. Schöneck.

Geschichtlicher Ueberblick der Beziehungen des Hl. Stuhles zum russischen Reiche

(Fortsetzung.)

II.

In der unruhigen Periode vom Ableben des letzten Zaren aus der Rurikdynastie (1598) bis zur Wahl des ersten Romanoff auf den Thron (1613) ist von den die Annäherung an Rom anstrebenden Kreisen der größte Fehler gemacht worden, der überhaupt in der ganzen Geschichte der Beziehungen von Rom und Moskau vorkommt, und der für die Unionsfrage verhängnisvoll geworden ist. Bekanntlich tauchte zu dieser Zeit ein politischer Abenteurer auf, der sich für den ermordeten Sohn des Zaren Johannes IV. und somit für den nunmehrigen gesetzlichen Zaren ausgab. In Polen als Prätendent anerkannt und begrüßt, trat er zur katholischen Kirche über und soll nach einzelnen Quellen versprochen haben, diese Kirche auch in Rußland einzuführen. Nun wurde der buchstäblich bis heute noch nicht wiedergutzumachende Fehler begangen, die Unionsfrage mit dem Schicksal eines politischen Abenteurers zu verquicken, was dazu führte, daß sein Sturz auch den ganzen Unionsgedanken mit sich riß, und sein Mißkredit auch die katholische Kirche in Mitleidenschaft zog.

Anfänglich ging allerdings alles gut. Der Pseudo-Demetrius kam nach Moskau, wo er, unter dem Jubel der Bevölkerung und als Befreier begrüßt, einzog. Bald aber

begann er und vor allem sein Gefolge durch ein taktloses Benehmen die Moskowiter zu reizen. Seine Maßnahmen entbehrten einer leitenden Idee und befremdeten durch ihre Plötzlichkeit die Einwohner der Hauptstadt, die durch einen allmählichen Uebergang erst an die neuen Zeiten hätten gewöhnt werden müssen. Zunächst erweckte die Anwesenheit von Jesuiten im Gefolge Demetrius' den Unwillen der Bevölkerung, der sich noch dadurch steigerte, daß diese im Kreml öffentlich predigen und Gottesdienste abhalten durften. Hinzu kam, daß er selbst eine Katholikin, die Marina Mnischek, heiratete, wobei die Trauung zwar nach orthodoxem Ritus, aber in Gegenwart von mehreren Jesuiten, die eine lateinische Ansprache hielten, stattfand; und ferner, daß für die junge Zarin der Bau einer katholischen Kirche innerhalb der Kremlmauer in Angriff genommen wurde. In den Jahren 1605/06 kam der päpstliche Legat Rangoni wiederholt nach Moskau, um die Bindung mit Rom zu festigen und das Vorgehen gegen die Türken, für welches Pseudo-Demetrius großes Interesse bezeugte, zu besprechen. Alles das wurde von den politischen Gegnern des Demetrius ausgeschlachtet, die, um ihn in den Augen des Volkes zu diskreditieren und seinen Fall vorzubereiten, ihm vorwarfen, den Glauben der Väter verraten zu haben. Er wurde bald gestürzt, ermordet, seine Leiche verbrannt und die Asche aus einer Kanone in der Richtung nach Westen, woher er gekommen war, abgefeuert. Die Strömung, die nunmehr den Sieg errungen hatte, sah in den Katholiken, die den Gefallenen unterstützt hatten, die ärgsten Feinde. Sie wurden verfolgt und der katholischen Geistlichkeit sogar die Einreise in das Land und insbesondere das Betreten Moskaus verboten. Die Laien, die zum Katholizismus übergetreten waren, wurden in ihren Rechten und selbst in ihrer dienstlichen Beförderung stark zurückgesetzt. Zur gleichen Zeit erhielten die protestantischen Geistlichen erstmalig das Recht, Gotteshäuser zu bauen und öffentlich zu predigen. Das Vorgehen gegen die katholische Kirche wurde so rigoros, daß im Jahre 1620 durch Gesetz angeordnet wurde, die zur Orthodoxie übertretenden Katholiken *n o c h m a l s z u t a u f e n*; allerdings blieb dieses Gesetz nur bis 1667 in Kraft. Die diplomatischen Beziehungen zur Kurie wurden abgebrochen und erst im Jahre 1673 wieder aufgenommen.

Um diese Zeit war der Zar Alexej Michailowitsch (der zweite Herrscher aus dem Hause Romanoff), über die Erfolge der Türken in ihrem Kriege gegen Polen sehr besorgt, und wandte sich an den Papst und die westeuropäischen Fürsten mit dem Vorschlage, gemeinsam gegen die Türken vorzugehen. Eine Gesandtschaft mit Menesius an der Spitze fuhr nach Rom; die Verhandlungen scheiterten aber an einer Formalität: der Vatikan wollte in seinem Antwortschreiben dem Zaren diesen Titel nicht geben, sondern ihn nur als »Großfürst« bezeichnen, weshalb die Gesandtschaft die Annahme des Antwortschreibens des Hl. Stuhls ablehnte und unverrichteter Sache abreiste.

In den darauffolgenden Jahren versuchte der Vatikan durch die Vermittlung des Kaisers und auch des Königs von Polen die Erlaubnis zu bekommen, katholische Kirchen in Rußland zu bauen und Geistliche dort zu halten; jedoch zunächst ohne Erfolg. Erst unter der Regentin Sophia (1682 bis 1689), der Schwester und (als Regentin während seiner Minderjährigkeit) Vorgängerin Peters des Großen, wurde

unter dem Einfluß ihres Günstlings, des Fürsten Wassilij Gallitzin, der Zuzug der katholischen Geistlichkeit erlaubt. Es kamen zahlreiche Jesuiten. Nach dem Sturze der Regentin wurden sämtliche in Moskau wohnenden Jesuiten auf Wunsch des Moskauer Patriarchen Joachim durch Ukas vom 2. Oktober 1689 (Nr. 1351 der Vollständigen Gesetzessammlung) des Landes verwiesen und veranlaßt, binnen zwei Tagen abzureisen. Im nächsten Jahre wurde die Einreise von *z w e i* katholischen Geistlichen gestattet, jedoch durften diese keine Jesuiten sein (Nr. 1388, a. a. O.).

Nach der berühmten Auslandsreise Peters des Großen besserten sich die Beziehungen so sehr, daß man von einem Wendepunkt reden kann. Viele Russen kamen nach Rom und besuchten die dortigen Heiligtümer. Der Bojare und Günstling des Zaren, B. W. Scheremetjeff, überbrachte dem Papste eine feierliche Urkunde des Zaren; viele traten zur katholischen Kirche über. Der Zar selber legte großen Wert auf die freundschaftlichen Beziehungen zum Vatikan und betonte dies bei jeder Gelegenheit; so empfing er persönlich den päpstlichen Nuntius bei seiner Ankunft bereits außerhalb der Hauptstadt in Samostje und besuchte häufig selbst katholische Kirchen und katholischen Gottesdienst. Allerdings dürften hier auch politische Momente mitgespielt haben, da die orthodoxe Geistlichkeit sich fast einstimmig gegen seine Reformen gestellt hatte und deshalb von ihm als staatsfeindlich betrachtet wurde.

Nach dem Ableben des letzten Patriarchen von Moskau, Hadrian (bekanntlich wurde dann das Amt des Patriarchen durch eine Kollegialbehörde, den Hl. Synod, ersetzt), traten auf Wunsch des Herrschers an die Spitze der Kirchenverwaltung Geistliche, die mit der katholischen Kirche sympathisierten. Der große Zar selbst erstreckte seine Zuneigung zu dieser nur auf religiöse Fragen. In politischer Hinsicht hielt er sie für gefährlich, eingedenk des Konfliktes zwischen dem Papste Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß er das Amt des »Patriarchen von Moskau und ganz Rußland« beseitigte und durch den Hl. Synod ersetzte. Er gestattete jedoch den katholischen Geistlichen freien Zuzug und erlaubte ihnen, Kirchen zu bauen. Durch Ukas vom 2. Dezember 1705 wurde den nach China und Persien ziehenden katholischen Missionären freier Durchzug bewilligt; gleichzeitig wurde die Errichtung katholischer Schulen gestattet und das Recht, katholische Kirchen zu bauen, nochmals bestätigt.

Da Peter der Große den Hl. Stuhl für einen wichtigen außenpolitischen Faktor hielt, und sich seine Gunst verschaffen und erhalten wollte, um den Verhandlungen des Zaren mit den westeuropäischen Mächten Nachdruck zu verleihen, benutzte er jede sich bietende Gelegenheit, um Rom an der Lösung zwischenstaatlicher Konflikte zu beteiligen. So wurde zum Beispiel im Jahre 1707 der Fürst Kurakin nach Rom entsandt, um den Vatikan zu bewegen, die Wahl des Stanislaus Leschtschinsky zum König von Polen, die dem Zaren nicht opportun erschien, nicht anzuerkennen. Der Papst Clemens XI. war an sich einverstanden, verlangte jedoch vom Zaren als Gegenleistung den Erlaß einzelner Verfügungen, die die katholische Kirche in Rußland in eine günstigere Lage als die orthodoxe gestellt hätte. Aus dem Beispiele des Pseudo-Demetrius, der diesen gefährlichen Kurs eingeschlagen hatte, eine Lehre ziehend, lehnte der Zar die

sen Vorschlag ab, woraufhin die Verhandlungen abgebrochen wurden.

Nach der Schlacht bei Poltava (1709), wo Peter den bis dahin unbesiegt Schwedenkönig schlug, stieg sein Ansehen dermaßen, daß die westeuropäischen Mächte, darunter auch der Vatikan, sich um die Freundschaft des neuen Reiches bemühten. Da auch Moskau gerne gute Beziehungen anknüpfen wollte, entsandte der Zar den in seinen Diensten stehenden ragusischen Grafen Wladislawitsch-Ragusinsky (einen Nachkommen des bosnischen Fürstenhauses) nach Rom, Venedig, Ragusa und an andere westeuropäische Höfe, um das bestehende Einvernehmen zu festigen.

Als der Thronfolger Alexej (der Sohn Peters des Großen) die Prinzessin Sophie-Charlotte von Wolfenbüttel heiratete, die protestantisch war, wurde in Deutschland noch vor ihrer Abreise der Versuch gemacht, sie zum Katholizismus zu bekehren. Dieser Plan fand bei der sich für religiöse Dinge gar nicht interessierenden Prinzessin keinen Anklang. Zur selben Zeit nahm aber in Rußland selbst die Bewegung zugunsten einer Einigung mit Rom, insbesondere unter dem Einflusse der katholischen Mission in Astrachan am Kaspischen Meere, merklich zu, so daß die Sorbonne (1717) sich veranlaßt sah, ihre Dienste als Vermittlerin zur Erreichung einer Union anzubieten. Jedoch hatte Peter, der inzwischen den Kaisertitel angenommen hatte, hiegegen Bedenken, da er einen allzu großen, vor allem politischen, Einfluß der katholischen Kirche im Inlande befürchtete. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß die Jesuiten, die sich inzwischen bei stillschweigender Duldung seitens der Regierung wieder Einlaß verschafft hatten, durch Ukas vom 18. April 1719 (Nr. 3356 a. a. O.) erneut ausgewiesen wurden; gleichzeitig wurde aber den Franziskanern, Kapuzinern und Dominikanern der weitere Aufenthalt gestattet und den katholischen Geistlichen überhaupt erlaubt, sich auch im Priesterkleid auf den Straßen von Moskau zu zeigen, was ehemals nicht geduldet wurde.

Unter dem minderjährigen Kaiser Peter II. (1727 bis 1730), versuchte die Fürstin I. P. Dolgorukij (der kleine Kaiser war mit einer Prinzessin Dolgorukij verlobt, weshalb die Familie großen Einfluß hatte), die selbst bei ihrem Aufenthalt in Holland zur katholischen Kirche übergetreten war, mit dem Erzieher ihrer Kinder, namens Jubé (einem katholischen Priester und Jansenisten), dem spanischen Botschafter, dem Herzog von Lyvia und dem Dominikaner Riber, die restlose (auch dogmatische) Loslösung der russischen Kirche von Konstantinopel und dem östlichen Einflusse zu erreichen und propagierte auch die Unterstellung der russischen Kirche unter Rom. Ehe aber ein Ergebnis erzielt werden konnte, starb der junge Kaiser und den Thron bestieg die Kaiserin Anna, ehemals Herzogin von Kurland, eine eifrige Anhängerin des Protestantismus, der ihr aus politischen Erwägungen gefiel. Die Fürstin Dolgorukij wurde verbannt und der Erzieher Jubé des Landes verwiesen, so daß diese Aktion ergebnislos verlief.

Unter der Kaiserin Anna wurde die protestantische Konfession herrschend und zur Staatsreligion an Stelle der Orthodoxie (eine im Auslande völlig unbekannte Tatsache) erklärt, und es folgte eine Zeit, in der es schwer wurde, den Katholizismus zu predigen. Den katholischen Geistlichen wurde die Einreise verwehrt, die ansässigen Geistlichen aus-

gewiesen und dem Adel (besonders in Westrußland) verboten, seine Kinder in den in Polen bestehenden katholischen Schulen erziehen zu lassen. Unter der darauffolgenden, betont nationalen und orthodoxen Regierung der Tochter Peters des Großen, der Kaiserin Elisabeth Petrovna (1741 bis 1761), wurde die orthodoxe Kirche wieder zur Staatskirche erklärt und jede Propaganda zugunsten einer anderen, also auch der katholischen, unmöglich gemacht. Nur die Mission in Astrachan überdauerte alle Stürme und bestand bis zu Ende des XIX. Jahrhunderts fort.

(Fortsetzung folgt.) Fürst Dr. Nikolaus Massalsky.

Kirche und Demokratie

Wir heutige Schweizer sind überzeugte Demokraten in jenen Formen der Demokratie, die wir heute gewohnt sind. Die Volksrechte sind ausgebaut worden und nicht in jedem Kanton gleich. Mehr oder weniger ist aber überall das Volk berufen, die Männer seines Vertrauens zu wählen, je nachdem in gesetzgebende, richterliche oder verwaltende Behörden usw., über Gesetzesvorlagen abzustimmen, oder wohl sogar selbst die Initiative zu ergreifen. Ueber das Ausmaß der Volksrechte in der Demokratie in Personen- und Sachfragen kann man verschiedener Meinung sein und ist es auch, wie die verschiedenen Erscheinungsformen der Demokratie in der Schweiz zeigen. Dabei brauchen die Hyperdemokraten durchaus nicht die besten Demokraten zu sein.

Die Kirche ist hierarchisch verfaßt. Aus diesem Grunde ist man etwa geneigt, ihr eine Bevorzugung ähnlicher Verfassung auch auf staatlichem Gebiete zuzutrauen. Das Bekenntnis zur Demokratie wird deshalb einem Katholiken gerne als Notbehelf ausgelegt, da er im Grunde mehr Verständnis und Wohlwollen für autoritative Staatsführung habe. Man weiß, was der Kirche im Zusammenhang mit dem italienischen Faschismus, mit dem spanischen Francismus, mit dem österreichischen Vorkriegsregime diesbezüglich vorgehalten worden ist, namentlich von marxistischer, aber auch von liberaler Seite her.

Es ist kürzlich in der KZ die Schrift von Emil Brunner besprochen worden, welche von der politischen Verantwortung des Christen handelt. In einem Vortrage hat sich kürzlich Brunner im evangelischen Seminar Zürich-Untersträß zur Demokratie u. a. wie folgt vernehmen lassen: »Es geht nicht an, gegen besseres Wissen Diktatur und Totalstaat miteinander zu verwechseln und die Demokratie als Heilmittel gegen beides anzupreisen, denn Diktatur ist lediglich eine Staatsform, wie Monarchie und Demokratie, und braucht durchaus nicht totalitär zu sein.«

Unter der Rubrik »Dummheiten der Woche« (im Bilde eines Esels) vollführt die »Nation« selber folgenden Eselsprung, in getreuer Gefolgschaft der ihr sonst gewiß nicht freundschaftlich verbundenen NZZ: »Hier muß der Schweizer aufhorchen. Bagatellisiert Brunner vielleicht die Staatsform, um die Bedeutung des Staates als Gemeinschaftsordnung überhaupt herabzusetzen? Kann es, nach Brunner, dem Christentum oder der Freiheit der Kirche in der Diktatur ebenso wohl sein wie in der Demokratie?«

Brunner wird sich dieses Mißverständnisses leicht erwehren können, wenn er es überhaupt für angezeigt erachtet, sich damit zu befassen. Unsererseits kann nur gesagt

werden, daß von der Kirche aus dem Schweizer zur Staatsform nichts gesagt, resp. bedeutet wird, er könne sich in der Demokratie einrichten, so gut er es vermag und ihm behagt. An und für sich ist es zwar wahr, oder kann es wenigstens sein, daß es dem Kirchentum und der Freiheit der Kirche in der Diktatur ebenso wohl (oder unwohl!) sein kann, wie in der Demokratie! Die Kirchen- und Weltgeschichte bietet Beispiele für beides, womit weder Stellung für oder gegen Diktatur oder Demokratie oder andere Staatsformen genommen ist.

Sehr richtig hat Brunner im erwähnten Schriftchen darauf hingewiesen, daß der radikale Liberalismus in der Schweiz starke totalitäre und antichristliche Tendenzen aufweist. Nun hat sich diese politische Partei den bezeichnenden Namen der Radikaldemokraten gegeben. Sie will damit wohl zum Ausdruck bringen, daß sie grundsätzlich und bis zur Wurzel alles für das Volk und wohl möglichst weitgehend auch durch das Volk tun wolle. Eine solche Formulierung kann nicht nur mißbraucht werden, sie ist auch, wie die Geschichte beweist, mißbraucht worden. Quelle allen Rechtes ist da das Volk. Wenn grundsätzlich alles ohne Ausnahme vom Volke bestimmt werden kann und durch die Mehrheit entschieden wird, ohne Rücksicht und Respektierung des Naturrechtes und der Offenbarung usw., dann braucht es bloß noch die Anwendung dieses Grundsatzes, und die grundsätzliche Totalität ist tatsächlich geworden.

Demokratie ist wirklich nur eine Staatsform unter anderen. Wir Schweizer halten sie mit anderen für die beste und uns entsprechendste. Unser Bekenntnis zur Demokratie geht jedoch nur so weit, als sie nur gesunde Staatsauffassungen sich politisch betätigen läßt und älteres und höheres Recht respektiert. Demokratie ist nicht Selbstzweck und Mehrheit kein Götze. Auch Mehrheitsbeschlüsse brauchen nicht die besten zu sein, ja manchmal sind sie nicht einmal gut, sondern schlecht. Kein Christ wird sich an äußerlich demokratisch zustandegekommene, aber dem Naturrecht oder der Offenbarung entgegenlaufende Mehrheitsbeschlüsse als in seinem Gewissen gebunden halten. Auch hier würde gelten: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! (Apg 5. 29).

A. Sch.

Totentafel

Wohlvorbereitet schied am 2. Mai der hochw. Herr P. **Gaudentius Koch**, OFM Cap., im Kapuzinerkloster Näfels aus der Welt. Das Knäblein wurde am 6. Dezember 1867 in Solothurn den erfreuten Eltern in die Wiege gelegt und entwickelte sich zu einem sehr begabten Schüler und Studienbeflissenen, der an seinen Studienorten, an der katholischen Realschule in St. Gallen und am Kollegium der Kapuzinerväter in Stans, ein reiches Wissen sich erwarb. Als Sohn des hl. Franziskus arbeitete er als Volksmissionär und Exerzitenmeister bis vielleicht vor einem Jahrzehnt meistens im Tirolerland, in Böhmen und Oesterreich; ein Jahr hindurch war er auch der hingebende Seelsorger der Deutschen in Mailand. Noch mehr war P. Gaudentius bekannt als Schriftsteller, Essayist und Dichter, und nicht wenige seiner Gedichte wurden zu gern gesungenen Liedern vertont durch bedeutende Komponisten, wie Goller, Haller, Mitterer, Stehle, Kreitmeier. Aus seiner Hand stammen z. B.: Cochem, Großes Leben Christi, Liebfrauenlob, Marienleben, Lieder

zum Kirchenjahr etc. Seine rhetorische Begabung machte ihn zum geeigneten Lehrer der Homiletik an den Ordensschulen. In den letzten Jahren begegnete man seinem Namen öfters auch in der katholischen Presse seiner Schweizerheimat, in die er müde heimgekehrt war. Der stets berufs- und arbeitsfreudige und edle Ordenspriester möge nun in Gott die Ruhe und den Lohn für sein arbeitsreiches Leben finden!

R. I. P.

H. J.

Wir erhalten von einem Freunde des als Schriftsteller und Seelsorger international bekannten Kapuzinerpaters noch folgende, lebensvolle Skizze.

Sein Burgverlies auf der franziskanischen Mariaburg zu Näfels hat der Meistersinger P. **Gaudentius Koch**, O Cap., am 2. Mai letztthin vertauscht mit der himmlischen Keminat am Hof der Maienkönigin, im 77. Lebensjahre und im 53. seines heiligen Priestertums, eine Zierde des Kapuzinerordens und ein hochverdienter Priester in der hl. Kirche.

Ein Blick in seine Zelle ist ein Blick in seine Seele. Neben einer exquisiten Bibliothek und einer Statuette des Poverello von Assisi grüßten von allen Wänden »religionsgeschichtliche Urkunden ersten Ranges«. So wurden ja die Bilder des Fra Angelico da Fiesole genannt. Nur diesen Bildern hatte P. Gaudentius Raum gestattet in seiner Zelle. Vor Unserer Lieben Frau duftete ein Büschel Blumen, die Gaudentius täglich mit poesievoller Liebe pflegte, durch den kleinen Raum jubilierten die holdseligen Engel des frommen Dominikanermönches, eine kunstvoll gearbeitete, schmiedeiserne Rose bot dem heiligmäßigen Ordensmanne das Weihwasser beim Kommen und Gehen, und durchs Fenster herein leuchteten vom hohen Firn des Vrenelisgärtli die Eisblumen der majestätischen Glarner Alpen.

Mitten in dieser von Schönheit, Majestät und Farbenpracht durchstrahlten Kapuzinerzelle saß am Schreibtisch Pater Gaudentius. Liebenswürdig, gemühtief, dienstbereit, geistsprudelnd, kindlichfromm. Sein Habit und sein Habitus verrieten äußerste Armut und Bescheidenheit. Unverdrossene Arbeit und entzückende Gebetsfreude rückten bei ihm alles Nebensächliche in Schatten. Vom Arbeitstisch weg fiel sein Blick auf Fiesoles Madonna. Michelangelo sagte von Fra Angelico, er müsse zuerst im Himmel gewesen sein, um solche Gestalten zu schaffen.

In keinem andern Künstlerwerk spiegelt die Seele von P. Gaudentius und deren Schaffen wahrer und echter als in Fiesoles Opera.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien in Stans trat Koch in die Tiroler Kapuzinerprovinz. Als Ordensmann amte er erstlich als Bibliothekar zu Bruneck im Pustertale, wo er Humaniora, d. i. Religion, Geschichte, Rhetorik und Literatur lehrte. Mitten in der Zauberwelt der Dolomiten und der eisgekrönten Tauern fand seine ideale Seele stets neue Begeisterung für Schönheit und Arbeitsfreude. Die Ordensverfassung der Mutationsgesetze brachte in den äußeren Rahmen seines Lebens wertvolle Abwechslung, die in der vielseitigsten Betätigung Geist und Seele weiteten zu ganzer Katholizität. In Innsbruck verstand er, die Ideale des hl. Franz, als Direktor des Dritten Ordens und als Redaktor des Fidelisblattes, nachhaltig zu realisieren. Im böhmischen Reichenberg, an der sächsischen Grenze, tritt er als hervor-

ragender Kanzelredner und Volksmissionär auf, ebenso im vornehmen Meran, wo er eine überaus ausgedehnte, segensvolle Wirksamkeit entfaltete in allen Kreisen, die sich im weltbekannten Kurort einfanden. Auf seine Meranerzeit folgte ein Jahr Pastoration in Mailand, wo er als Nachfolger von Achilles Ratti, dem späteren Papst Pius XI., die deutsche Seelsorge reorganisierte. Sein Nachfolger in Mailand war der Priester Jos. Loenartz, Düsseldorf. In Dornbirn, der Gartenstadt, wird er durch eigene Entwürfe und Initiative hochverdienter Restaurator der Klostersiedlung. Ab 1930 treffen wir ihn in Bregenz, der österreichischen Grenzstadt, wo die Verbindungslinien aus Oesterreich, Deutschland und der Schweiz zusammenlaufen. Hier bezeugt Br. Benno, der heiligmäßige »Pfortner am Bodensee«, daß oft an einem einzigen Tag über vierzig Geistliche vorsprachen. Gaudentius war beehrter Ratgeber und priesterlicher Freund.

Diese Stationen, der halbe Kreuzweg Christi, bergen eine Fülle von Liebe, Arbeit, Gebet, Güte.

Vom »Hochland« her wurde er einst gepriesen als »Meister des deutschen Kirchenliedes«. Schriftstellerisch galt er als der »Mann der wohlgepflegten Sprache«. Er schrieb volkstümlich, warm, fromm, innig, edel.

Ob er Poesie oder Prosa schenkte, immer mußte man fühlen, daß er zuerst vor seiner Arbeit im Himmel gewesen ist durch Gebet und Betrachtung. Fiesole war es auch. Eine summarische Aufzählung seiner Opera lassen seine Arbeitsfreude und seinen Schönheitssinn erahnen: Mehrere Bände Kirchenlieder, »Leben Jesu« von Cochem (60,000 Exemplare), »Leben Mariä« in Poesie (acht Auflagen), zwei Bände »Alemannisches«, zwei Bände »Tyrolerfahrten«, zwei Bände »Böhmische Bilder, Geschichten und Erlebnisse«. Was er über den eucharistischen Weltkongreß in Wien, 1912, geschrieben, gehört zum Besten dieser Art. Daneben viele Gelegenheitsgedichte, Predigten und Artikel als Mitarbeiter von zwanzig Zeitschriften. Komponisten von Namen haben viele seiner Werke, die an sich schon Musik und Schönheit atmen, vertont: Goller, Haller, Mitterer, Stehle, Gaus, Kromliki-Berlin, Noflaner-Breslau, Joner-Beuron, Kreitmeier-München, Lechtaler-Linz, Prof. Gottlieb-Wien u. a. Goller hat seine Karfreitags-Kantate vertont, welche in über 400 Kirchen Deutschlands aufgeführt wurde. Bis zum Lebensende dauerte seine Arbeitsfreude. Sein letztes Werk sind »Neue Singmeßstrophen« 1941.

Aus kriegswirrem Lande fand er Zuflucht im Kloster Näfels, 1939, nicht als politischer Flüchtling, sondern wegen angegriffener Gesundheit. 1940 konnte er im Kreise Verwandter im Kloster Wonnenstein sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Ein Herzleiden zwang ihn, die Feder wegzulegen, um im geduldigen Ertragen der »Tage, die uns nicht gefallen«, seine Arbeitsgarben vollends ausreifen zu lassen für die himmlischen Scheunen. Noch an seinem Sterbetag, 2. Mai, konnte er die hl. Messe feiern, sein steter Herzenswunsch, um bei der hl. Kommunion die Vereinigung mit Gott wahrhaftig zu erleben. Gäbe es ein schöneres Sterben? P. Gaudentius war ein Priester heiliger Güte, ein begeisterter Freund hoher Seelenkultur, ein Vater der Armen. Der letzte Weltkrieg war ihm Gelegenheit zu heroischen Werken der Caritas, von der tagelangen Totengräberarbeit bis zu Liebestaten heiligster Prägung. Jetzt lebt er »in der Freude des Herrn«, uns unvergeßlich!

B.

Kirchen-Chronik

Rom. Besetzung der ewigen Stadt durch die Alliierten.

Die ewige Stadt hat eine neue weltgeschichtlich bedeutendste Stunde erlebt. Am Dreifaltigkeitssonntag haben die aus dem Brückenkopfe Anzio-Nettuno vorrückenden Truppen der Alliierten Rom besetzt. Am Abend war die Besetzung vollendet. Am 3. Juni ließ Generalfeldmarschall Kesselring durch Vermittlung des deutschen Gesandten beim Hl. Stuhl, v. Mackensen, an das alliierte Oberkommando einen Vorschlag weiterleiten bezüglich der Anerkennung Roms als offener Stadt, um diese älteste und ehrwürdigste Stätte der Geschichte und Kultur der Menschheit und Christenheit vor weiterer Zerstörung zu bewahren. In diesem Vorschlag wird der Hl. Stuhl ersucht, die Maßnahmen in geeigneter Weise kontrollieren zu lassen, welche nach der angelsächsischen Besetzung Roms das Statut als offene Stadt verbürgen sollen. Niemand kann sich der weltgeschichtlichen Größe dieser Stunde und Tatsache verschließen; mag sie nun militärisch gelten was immer, die ideologische Bedeutung, die psychologisch-symbolische überragt weit alles andere. Wenn Vereinbarungen getroffen werden können und eingehalten werden, so wäre es wie ein Pfand, aus dem man so gerne zu entnehmen hoffte, die Völker schreckten vor dem letzten zurück und könnten sich doch wieder finden. A. Sch.

Die Radioansprache Pius' XII. an das Heilige Kollegium.

Am Freitag, 2. Juni, dem Tag seines Namensfestes, St. Eugen, hielt der Hl. Vater nach längerer Zeit wieder eine öffentliche Ansprache an das zur Gratulation versammelte Hl. Kollegium der Kardinäle. Die Worte des Papstes wurden durch das vatikanische Radio der Weltöffentlichkeit kundgegeben, aber wie schon bei früheren Radiosendungen wird die Uebertragung der Botschaft, wohl auch durch beabsichtigte Störungen, nur unklar und verstümmelt zu Gehör gekommen sein. Wir werden diese Ansprache des Hl. Vaters in der KZ publizieren, sobald sie uns im Wortlaut zugestellt sein wird.

Aus Chiasso meldet der Pressedienst:

Pius XII. erwähnte zu Anfang seiner Rede die tragische Situation Roms und die Anstrengungen des Hl. Stuhles, mit dem Einsatz aller Kräfte das Elend so vieler Kriegesopfer und Flüchtlinge zu lindern. Er werde fortfahren, es zu tun, und sich auch durch Verletzungen seiner heiligen Rechte (Bombardierung vatikanischer Hilfskolonnen) nicht darin irre machen lassen. Der lebendige Glaube wird den Leidenden der höchste Trost sein, wenn sie ihre Opfer auf den Altar des Kreuzes legen. Der Hl. Vater spielte dann kurz auf die Behauptung an, Christus habe keinen Statthalter auf Erden, und zitierte dagegen die gewaltigen Jesus-Worte an Petrus (Mt 16). Es scheinen sich also gegen die Schonung der hl. Stadt auch gewisse sektiererische Einflüsse geltend gemacht zu haben.

»Der Protestant« (Nr. 9 vom 27. April 1944) brachte unlängst einen Artikel, betitelt »Geist und Macht im Weltkampf des Protestantismus«, der in den »Basler Nachrichten« erschienen war. Darin war u. a. die Rede von einem »möglichen protestantischen Sacco di Roma gegenüber jenem von 1527, den die kaiserlich-katholischen Truppen verübten«. Arthur Frey, der Leiter des Evangelischen Pressedienstes, der diesen Artikel kommentierte, bemerkte dazu, daß man nur dankbar sein könne, daß er in diesem Blatte erschienen sei, »das durch

den römischen Korrespondenten allzu kritiklos und allzu einseitig den Vatikan und seine Politik zu Wort kommen läßt». Wenn sich auch die Vorahnung eines »protestantischen« Sacco di Roma bei der Einnahme Roms durch die Alliierten glücklicherweise nicht erfüllte, so ist es doch nicht überflüssig, den Artikelschreiber daran zu erinnern, daß es unhistorisch ist, von einem »katholischen« Sacco di Roma von 1527 zu reden. Bekanntlich war die Mehrzahl der damaligen kaiserlichen Söldner Lutheraner, die in ihrem Haß gegen die kathol. Kirche wahre Orgien gegen das Papsttum inszenierten.

Der Hl. Vater sprach dann von einer Strömung bei den Kriegführenden, eine bedingungslose Kapitulation vom Gegner zu verlangen, der vernichtet werden müsse. Das kann ihn nur zum Mut der Verzweiflung treiben. Es ist ein schwerer Irrtum, beim Gegner die Ueberzeugung zu wecken, daß es für ihn bei einer Niederlage keine Hoffnung und keinen Ausweg gebe. Der Papst begrüßt die Bestrebungen, einen Frieden anzubahnen, der sich auf der Gerechtigkeit und nicht auf der brutalen Gewalt aufbaute. Auch dem Besiegten müsse in der neuen Völkerordnung eine Lebensexistenz gewährt werden, wenn es auch Sache des Siegers sein werde, zwischen Waffenstillstand und Frieden die soziale Ordnung aufrechtzuerhalten. V. v. E.

Silbernes Bischofsjubiläum in Sitten.

Diese Feier (s. KZ Nr. 21) nahm am Pfingstsonntag einen erhebenden Verlauf. Des Morgens versammelten sich die Gratulanten, Klerus und Laien, im bischöflichen Hof. Die Geistlichkeit stiftete dem hwt. Jubilar einen Hirtenstab, ein hervorragendes Werk der Goldschmiedekunst, die weiblichen religiösen Kongregationen eine kostbare Mitra, das Kollegium von Brig einen wertvollen Bischofsring. Von den verschiedenen kirchlichen Instituten und der Katholischen Aktion wurden künstlerisch ausgestattete Glückwunschadressen überreicht. Umgeben von Mgr. Haller, Abt von Saint-Maurice, Mgr. Adam, Propst vom Großen St. Bernhard, dem Dekan des Domkapitels, Mgr. Delaloye und Generalvikar Mgr. Grand, nahm dann der Bischof ein Defilé der Organisationen der kathol. Jungmannschaft ab, und hierauf bewegte sich der Festzug durch die beflaggte Stadt hinauf

auf Valeria, der von säkularen Erinnerungen unwitterten, unvergleichlichen Burgkirche. Im Freien fand hier das Pontifikalamt statt, mit Ansprachen von Mgr. Adam und zum Schlusse des Bischofs, der den Tausenden, die aus dem ganzen Lande, selbst aus den entlegensten Tälern, in ihren malerischen Trachten zusammengeströmt waren, den oberhirtlichen Segen erteilte, der in einem mächtigen Te-Deum ausklang. — An der weltlichen Feier nahmen wieder alle geistlichen und weltlichen Spitzen teil. Generalvikar Mgr. Grand verlas ein huldvolles Handschreiben des Hl. Vaters. Nuntius Bernardini teilte in seiner Gratulation mit, daß der Papst den verdienten Jubelbischof zum päpstlichen Thronassistenten ernannt hat. Zahlreiche Telegramme von Bischöfen und andern Persönlichkeiten waren eingelaufen. Am Nachmittag kamen zwei Festspiele zur Aufführung: »La passion des martyres d'Agaune« von Chanoine Poncet, Saint-Maurice, und »L'annonce faite à Marie« von Paul Claudel.

V. v. E.

Kirchenamtlicher Anzeiger für das Bistum Basel

Schweizerische Bischofskonferenz

(Mitg.) Die diesjährige Konferenz der hochwürdigsten schweizerischen Bischöfe wird am Montag, den 3. Juli, im Kloster Einsiedeln beginnen. Eingaben an die Konferenz sind bis zum 20. Juni zu richten an den Dekan der schweizerischen Bischöfe, den hochwürdigsten Bischof von Sitten. Es wird erinnert an die diesbezügliche Verordnung der Bischofskonferenz:

»Die Eingaben, Gesuche und Vorschläge, die auf der Bischofskonferenz zur Behandlung kommen sollen, müssen spätestens einen Monat vorher an den Vorsitzenden gesandt werden. Gesuche an die Bischofskonferenz einzureichen sind befugt:

- a) Die teilnehmenden Bischöfe;
- b) Anstalten und Institutionen, die von der hochwürdigsten Bischofskonferenz approbiert sind und für die katholische Schweiz ein allgemeines Interesse haben;
- c) Andere Anstalten und Personen haben die Gesuche an ihren Diözesanbischof zu richten, dessen Ermessen es anheimgestellt ist, dieselben für die Traktandenliste der Konferenz anzumelden.«

Zwei Bücher darf der **Franz von Sales-Verlag**

in Düringen, Fryburg, seinen Freunden anbieten:
KONSTANTIN VOKINGERS Altes und Neues Testament

»Der Unverdroßne Gott«

ein Gang durch den Alten Bund. Von weit her, aus uralter Zeit, führt der Weg herauf. Gebeugte Menschen, geprüfte Menschen schreiten vorüber; Übermüdete, die Gott abweisen, ziehen dahin. Und doch blinzen auf dem Weg die Lichtlein der Hoffnung. Der kommende Wiedergutmacher kündigt sich an. Die Gestalten, die wir in unserer Kindheit kennen gelernt, treten vor uns hin, größer, gereifter als damals, wahrhaft und uns verwandt.

»Unser Heiland«

Gesandt vom ewigen Vater erhebt sich in jener unvergeßlichen Weihnacht der König Christus vom Schoß der Jungfrau. Weisheit, die ein Kind wurde, Güte, die den Himmel verschenkt. Man weiß nicht, woran es liegt: es ist wie vor dem Gemälde eines großen Malers, die Harmonie und Kraft des Geschauten erwecken in uns neue Liebe, neues Vertrauen. Wir sind wieder auf eine neue Art daheim beim Heiland, bei seiner Kraft, in seiner Liebe.

»Der Unverdroßne Gott«. 2. Auflage Fr. 6.—
»Unser Heiland« Fr. 4.80

Des weiteren sind in unserem Verlag erschienen:

Franz von Sales, »Anleitung zum frommen Leben«. Das Buch, das als »Philothea« so viele Auflagen erlebt hat . . . Fr. 3.80
Franz von Sales, »Geistliche Gespräche« Fr. 4.50
Heinrich Federer, Franz von Sales. Broschiert Fr.—.50
Folletéte, »Maria Chappuis«. Das Leben einer großen Schweizerin, der Mitbegründerin der Oblaten des hl. Franz von Sales . . . Fr. 1.—
Vokinger, Novene zum hl. Judas Thaddäus Fr.—.30
Papst Pius XII. Die Kirche. Broschiert Fr.—.50

Mit freundlicher Empfehlung P. M. HARTMANN, Großhof, Kriens

Breviarium Romanum

Missale Romanum

Missae defunctorum

Rituale Romanum

In verschiedenen Ausgaben noch vorrätig

Buchhandlung **Räber & Cie.**
Luzern

Im
Juni



Herz-Jesu-Literatur

Herz-Jesu-Büchlein. Ars Sacra	Broschiert	— .60
Erni, Dr. theol. R. Die Herz-Jesu-Lehre Alberts des Großen. 150 Seiten	Kartonierte	5.60
Lucas Joseph Die Reichthümer des Herzens Jesu. Gedanken und Erwägungen zur Herz-Jesu-Litanei. 428 Seiten	Leinen	7.35
Richstätter Karl Das Herz des Welterlösers in seiner dogmatischen, liturgischen, historischen und asketischen Bedeutung. 128 Seiten	Kartonierte	3.50
Schwendimann, Dr. Fr. Herz-Jesu-Verehrung und Seelsorge. 298 Seiten. 1942	Leinen, gebunden	9.75
Welzel Bernh. Hardy. S. J. Herz Jesu und Eucharistie. 47 S. Ars Sacra	Broschiert	— .60

Buchhandlung Räder & Cie. Luzern

Frankenstraße

Filiale: Kornmarktgasse

Ehe Katholische
anbahnung, diskret, streng
reell erfolgreich
Kirchliche Billigung
Auskunft durch Neuland-Bund,
Basel 15/H Fach 35 603

Bleiverglasungen

neue, und Reparaturen liefert
Glasmalerei **Jos. Buchert, Basel**
Amerbachstraße 51 Tel. 4 08 44

Zu verkaufen

ein sehr schöner, handgetriebener

Christuskörper

in Metall

170 cm hoch, Spannweite 130 cm,
passend für Kirche oder als Wegkreuz.
Preis Fr. 700.—.

Ferner

2 alt-chinesische 7tellige

Leuchter

Handarbeit, 50 cm hoch, Bronze ver-
silbert (einzige Kopien).
Preis Fr. 250.— per Stück.

Offerten unter Chiffre C 6191 G an
die Expedition der Schweizerischen
Kirchen-Zeitung.

Chapellerie **Fritz**

Basel Clarastraße 12

Priesterhüte

Kragen, Weibelkragen,
Kollar u. sämtl. Wäsche

Auswahl bereitwilligst Vorzugs-
preise Gute Bedienung

Tochter

gesetzten Alters, tüchtig in Küche,
Haus und Garten, sucht passen-
den Wirkungskreis in geistliches
Haus. Prima Zeugnisse vorhanden.

Adresse unter 1791 bei der Expedition
dieses Blattes.

Gesucht in Pfarrhaus in schöner
Lage (Kt. Zürich) gesunde, tüchtige

Tochter

über 20jährig, als Mithilfe in Haus
und Garten, auf Mitte Juni.

Offerten und Zeugnisse unter Chiffre
1792 an die Expedition.

Die Sommerszeit

erfordert zweckdienliche Be-
kleidung. Heute ist es schade,
köstliche Wollstoffe unnötig
zu verschwitzen. Flotte LU-
STERJÄCKLI solange Vorrat.
Praktische KLAPPOLARE zu
weißen Stehkragen ersparen
die Weste. SCHWARZE,
kunstseidene Porella - HEM-
DEN mit Umlegkragen Fr.
15.50 (ohne Fr. 14.50), punkt-
frei, sehr kleidsam! Ein wei-
ßer Doppelkragen zu 30 Rp.
kann nötigenfalls flott dazu
getragen werden. Kragen-
weite bitte angeben. Prompte
Probesendungen. - Der leich-
te, schwarze Reise- und Re-
genmantel »Rega«, wasser-
dicht und porös, nicht gum-
miert, 10 Punkte, noch in glei-
cher bester Qualität liefer-
bar wie vor dem Kriege.

J. STRASSLE, Kirchenbedarf,
Tel. (041) 2 33 18, LUZERN

Meßwein

sowie in- und ausländische

Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer

Weinhandlung

Bremgarten

Beeidigte Meßweinlieferanten

NEUERSCHEINUNG

Lesen Sie Bücher, die nie veralten!

Albertus Magnus

Die Einung mit Gott

Ganzleinen, 234 Seiten, zweifarbiger Druck, Fr. 7.—.
Übersetzt und kommentiert von K. F. Riedler.

* * *

Der hl. Albert bezeichnete diese seine letzte Schrift als
sein geistiges Testament. Es spricht aus diesem Buch
der tiefchristliche Geist des Mittelalters.

„Mögen viele Hände danach greifen viele Seelen Auf-
munterung und Ansporn zu immer neuem Anschluß
an Gott daraus schöpfen.“

† Augustinus Sieffert, Bischof.

In allen Buchhandlungen

Verlag Otto Walter AG Olten

